

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

**„RASTLOS STILLSITZEN?
AKADEMIE, WISSENSCHAFT UND GESELLSCHAFT IN DER PANDEMIE
LEIBNIZTAG 2021
DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN**

5. Juni 2021, Konzerthaus Berlin

Ansprache

An einem Leibniztag berichtet der Präsident der Akademie für gewöhnlich aus dem Leben der Akademie. Auf diese Weise erfahren die Gäste, was eigentlich seit dem letzten Leibniztag passiert ist in unseren drei Häusern am Gendarmenmarkt, Unter den Linden und am Neuen Markt in Potsdam (die Arbeitsstellen in Leipzig und Rostock nicht zu vergessen) und Mitglieder wie Mitarbeitende der Akademie erleben, wie sich aus mehr oder weniger punktuellen individuellen Engagement ein Gesamtbild formt. Diesen traditionellen Bericht habe ich in diesem Jahr erstmals unter einem Titel gestellt, um auf diese Weise knapp anzuzeigen, dass eine Akademie weder eine Holding thematisch mehr oder weniger beliebig zusammengefügt geisteswissenschaftlicher Forschungsunternehmen ist, noch ein beliebiger, institutionell etwas altmodisch verfasster Think Tank zur Gesellschafts- und Politikberatung oder lediglich eine hauptstädtische Agentur für mehr oder weniger geistreiche Wissenschaftskommunikation.

Der Titel meines Berichtes – „rastlos stillsitzen?“ – ist natürlich zunächst einmal der Versuch eines Geisteswissenschaftlers im Präsidentenamt dieser Akademie zu beschreiben, wie akademisches Leben in den vergangenen fast fünfzehn Monaten Pandemie funktioniert hat: Ich jedenfalls saß möglichst lange möglichst still vor meinem Bildschirm, damit mein Bild auf der Kachel der verschiedenen Programme auch klar zu sehen war. Aber es war eben gerade diese Verflachung der mehrdimensionalen Welt auf das zweidimensionale Bildschirmformat (die Berliner Philosophin Sybille Krämer hat übrigens lange vor der Pandemie diese Verflachung als Kennzeichen der digitalen Welt treffend beschrieben), die mich und viele andere in eine merkwürdige Unruhe und Anspannung stürzte. Eben in die titelgebende Rastlosigkeit des Stillsitzens. Man kann das Phänomen auch weniger rhetorisch aufgeputzt beschreiben: „Zoom fatigue“ heißt in der Medizin die aus jener Unruhe und Anspannung resultierende Müdigkeit; wenn man nicht mehr mit dem Auge umherschweifen und spazieren kann, wenn man stets und immer auf die Gesichter der Kacheln fixiert ist, dann fällt nicht nur das Sehen beim rastlosen Stillsitzen schwer. Wir haben vor kurzem in unserem neuen Gesprächsformat „Consilium“, in dem wir mit Mitgliedern unserer Schwesterakademie der Künste am Pariser Platz und dem Deutschen Kulturrat über die fünf Sinne in der Pandemie nachdenken, ungefähr so beschrieben, wie sich das Sehen verändert und werden das Format veröffentlichen und fortsetzen.

„Rastlos stillsitzen“ ist aber nicht nur als rhetorisch etwas aufgeputzte Charakterisierung mindestens der am Schreibtisch arbeitenden Akademiker in Pandemiezeiten gemeint; mein Titel spielt zugleich auf den 1990 publizierten zivilisationskritischen Essay „Rasender Stillstand“ des französischen Philosophen Paul Virillo an. Virillo charakterisiert mit eher apokalyptischen Grundton die Gegenwart als komatöses Endstadium einer Neuzeit, die man mit Reinhard Koselleck und anderen als eine Epoche beständiger, akzelerierender Beschleunigung charakterisieren kann. Das Handy, das Internet und insbesondere die social media erlauben es nach Virillo, in einer weltweit einheitlichen Normalzeit ohne „Chrono-Diversität“

scheinbar gleichzeitig in Berlin, New York und San Francisco zu sein. Helga Nowotny, unsere Leibniz-Medaillen-Trägerin von 2018, hat in ihrem Buch „Eigenzeit“ dasselbe Phänomen beschrieben und von einer erstreckten Gegenwart gesprochen. Sie formuliert: „Wir leben in einem instantanen Jetzt“. Solche in der Pandemie noch einmal gesteigerten Erfahrungen beständiger Vergegenwärtigung aber steigern zugleich auch den Wunsch, das Handy und das Internet abzustellen, sich zu absentieren und sich die verlorene Eigenzeit wieder zurückzuerobern. Auch wenn mir als Theologen der apokalyptische Grundton im Essay von Virillo missfällt und es einer Akademie meines Erachtens besser ansteht, wie Helga Nowotny, Hartmut Rosa, Andreas Reckwitz und andere die Zeitläufte nüchtern und nicht in quasi religiös aufgeladener Sprache zu beschreiben – es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Pandemie solche Entwicklungen verstärkt und nochmals intensiviert hat.

Diejenigen unter uns, die vorhin das Konzerthaus durch die Kutschenvorfahrt betreten haben, haben an der Fassade eine Kunstinstallation der deutsch-iranischen Künstlerin Bettina Pousttchi bewundern können, die anlässlich des zweihundertjährigen Jubiläums der Einweihung dieses Gebäudes die pandemiebedingt ausgefallenen Konzerte und Festakte ersetzen soll. Frau Pousttchi hat unter dem Titel „Amplifier“, zu Deutsch: „Verstärker“, fünf zusätzliche Säulen in die klassizistische Fassade von Karl Friedrich Schinkel montiert und sie auf diese Weise irritierend verstärkt. Statt sechs zieren nun elf Säulen den Portikus. Waren die schon immer da?

Wir schauen aus dem Hauptgebäude der Akademie am Gendarmenmarkt seit wenigen Wochen auf diese Verstärkung – und mir jedenfalls scheint dieses Kunstwerk ein vorzügliches Bild der Verstärkungen, die die Pandemie bewirkt hat und vielleicht ist „Verstärkung“ ja auch ein besserer Begriff als das schon etwas abgenutzte Wort vom „Brennglas“, also vom Vergrößerungsglas, durch das wir pandemiebedingt längst bestehende Probleme besser erkennen können, weil sie größer geworden sind. An welchen Stellen die Pandemie Probleme verstärkt hat, haben Mitglieder dieser Akademie so präzise beschrieben, dass ich getrost darauf verweisen kann: Jutta Allmendinger hat schon im März 2020 auf die gesteigerte Gefahr der schon länger wirksamen Retraditionalisierung klassischer Geschlechterverhältnisse hingewiesen, wenn vor allem Frauen sich um die Kinder kümmern müssen, die im Hintergrund der Kacheln jetzt plötzlich sichtbar werden. Annette Grüters-Kieslich und Detlev Ganten haben schon länger auf das Problem der erschwerten Nutzung medizinischer Daten in großem Maßstab für personalisierte oder globale Gesundheit aufmerksam gemacht, die durch die vielfältigen Probleme der Corona-Warn-App nun verstärkt deutlich geworden sind. Von Michael Zürn sind wir auf die Gefahren der demokratischen Regression aufmerksam gemacht worden, die durch autoritären Populismus droht und Christoph Möllers hilft dabei nachdenken, wie liberale demokratische Gesellschaften vor dem Umkippen in autoritäre Systeme bewahrt werden können, wie wir es in Nachbarländern – mit desaströsen Folgen für befreundete Akademien und Wissenschaftssysteme – beobachten können. Mir scheint es daher sinnvoll, wenn wir diese präzisen Analysen der Situation gemeinsam mit anderen Expertisen und Stellungnahmen in den Blick nehmen und in nächster Zeit fragen, welche Konsequenzen wir für die antizipative wie retrospektive Beratung von Politik und Gesellschaft wir aus bisher fünfzehn Monaten Pandemie eigentlich ziehen sollten. Ich bin Alena Buyx, Gerald Haug und Heyo Kroemer herzlich dafür dankbar, dass sie mit mir und vielen anderen an diesem Thema weiterarbeiten wollen.

Dabei war sich die Akademie bei der Analyse der Situation einer Gesellschaft unter Pandemiebedingungen im vergangenen Jahr durchaus nicht einig – es reicht, daran zu erinnern, dass Susan Neiman und Peter Schäfer für eine nicht unumstrittene neue Definition des Antisemitismus warben. Horst Bredekamp und Bénédicte Savoy denken ganz unterschiedlich zur Frage, wie wir mit der kolonialen Vergangenheit der Berliner Museen und Wissenschaftseinrichtungen umgehen. Weiterhin wird in unserer interdisziplinären Arbeitsgruppe „Wandel der Universitäten und ihres gesellschaftlichen Umfelds: Folgen für die Wissenschaftsfreiheit?“ ganz unterschiedlich zur Frage votiert, ob wirklich schon eine neue Stufe der

Gefährdung von Wissenschaftsfreiheit hierzulande erreicht ist, wenn Studierende einer niedersächsischen Universität einen Althistoriker am Sprechen zu hindern versuchen, oder wir damit auf ein Identitätsmerkmal spätpubertierender Jugendlicher treffen, das Universitäten nicht erst seit gestern prägt. Und selbstverständlich haben Mitglieder dieser Akademie auch die verschiedenen Stufen von Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung ganz unterschiedlich kommentiert und bewertet. Wenn ich unsere Akademie seit meiner Wahl vor anderthalb Jahren gern als „Laboratorium der Aufklärung“ bezeichnet habe, dann deswegen, weil ich zutiefst davon überzeugt bin, dass es nicht nur eine Form der Aufklärung gibt, die man für sich reklamieren und deren Fehlen man anderen vorhalten kann. Schon im achtzehnten Jahrhundert gibt es die radikalere, systemkritische Form der französischen Aufklärung und die mildere, systemorientierte Form der deutschen Aufklärung (wenn es für die Zwecke eines solchen Berichts gestattet ist, so grob zu schematisieren). Es genügt für unsere Zwecke, daran zu erinnern, wie an der Berliner Akademie die beiden Richtungen nach dem Regierungsantritt des großen Friedrich miteinander gerungen haben und dies pointiert 1780 in zwei prämierten Antworten auf eine akademische Preisfrage zum Ausdruck kam, die „Berliner Volksbetrugsfrage“, ob aus guten Zwecken eine Regierung ein Volk auch betrügen darf, jüngst Thema eines Podcast und 1780 sowohl mit „Ja“ als auch mit „Nein“ beantwortet.

Wenn ich von der Akademie als einem „Laboratorium der Aufklärung“ spreche, dann meine ich, dass solche Kontroversen unsere Akademie immer geprägt haben und wir uns auch gar nicht scheuen müssen, sie untereinander auszutragen. Akademie ist Ort des Gedankenexperiments, Akademie ist Platz für Versuche und dafür steht die Metapher „Laboratorium“. In einem Laboratorium teilt man bestimmte Grundprämissen der Arbeit – wie beispielsweise die, dass wir dem Antisemitismus entgegentreten müssen und deswegen darüber streiten dürfen, was das eigentlich genau ist und wie man es definieren sollte. Wir teilen vermutlich auch die Grundprämisse, dass Wissenschaftsfreiheit ein Funktionsgrundrecht ist und weniger ein individuelles Recht beispielsweise von Ordinarien an deutschen Universitäten und es deswegen auch legitim ist, über seine Funktionsgrenzen lebendig zu diskutieren. Und ich hoffe, dass auch unsere wissenschaftliche Beurteilung politischer Entscheidungen der vergangenen Monate bei allen Differenzen von Grundkonsensen geprägt ist; jüngst hat Julian Nida-Rümelin seine eher kritische Sicht in der Akademie zur Diskussion gestellt, andere haben widersprochen.

In diesem Zusammenhang muss ich wenigstens kurz auf die Kontroversen eingehen, die der Publikation der Vorlesungen Kants über „Physische Geographie“ durch unsere Potsdamer Arbeitsstelle und namentlich Werner Stark folgten. Diese Kontroversen zeigen übrigens, dass die geisteswissenschaftliche Arbeitsform, über lange Zeit an einer großen kritischen Werkausgabe einer für Kultur und Wissenschaft maßgeblichen Person zu arbeiten, durchaus auch auf unmittelbar gegenwartsorientierende Ergebnisse führt. Doch der Reihe nach: Ich würde meinen Laieneindruck von den beiden Bänden, die Privatkollegs dokumentieren, die der Königsberger Philosoph von 1755 bis 1796 zu geographischen, geologischen, botanischen, tierkundlichen und anthropologischen Fragen vorgetragen hat, so zusammenfassen: Man merkt an den Nachschriften und Veröffentlichungen, dass Kant kein Experte in einer sich gerade formierenden akademischen Disziplin war, aber eben auch kein Universalgelehrter wie Leibniz. Er dekretierte beispielsweise in den genannten Vorlesungen über das Rhinoceros, das er ja in Ostpreußens Wäldern nie angetroffen hatte: „Daß Tier ist sehr dünn und gewaltig groß und größer als ein Ochß“¹. Unsere Potsdamer Editorinnen und Editoren notieren präzise im Apparat, aus welcher allgemeinen Naturgeschichte Kant diese Informationen entnommen hatte; immerhin aus einer Naturgeschichte und nicht, wie gelegentlich auch, aus zeitgenössischen Reisebeschreibungen mit nicht immer höchstem wissenschaftlichen Wert. Nicht erst dann, wenn bei Kant auch über hässlich geschminkte Wilde und

¹ 26.2.2, 941.

eitle Neger² die Rede ist, fragt man sich natürlich aus heutiger Perspektive, wo der messerscharfe, kritische Verstand des Philosophen da eigentlich abgeblieben ist. Ein wenig mehr Laboratorium der Aufklärung, ein wenig mehr Kritik und Experiment wären vielleicht auch schon damals im hohen Norden Preußens möglich gewesen und sind nicht nur selbstgerechte Erwartungen von historisch oder philosophisch wenig gebildeten Nachgeborenen. Wenn eine Akademie angesichts solcher Texte im Vorfeld des großen Kant-Jahres 2024 diskutiert, ob es sinnvoll ist, den Meister der Kritik als Rassisten zu bezeichnen oder ob es reicht, festzuhalten, dass auch die Kritischsten noch kritischer sein könnten – wenn eine Akademie also solche Fragen diskutiert, läuft sie nicht dem Zeitgeist hinterher, sondern macht deutlich, dass die geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung, die von unseren dreiundzwanzig Vorhaben betrieben wird, in den heftigen Debatten der Gegenwart zu orientieren vermag. Ob bestimmte Tiere wirklich dumm sind oder nicht vielmehr nur auf eigene Weise denken, sollten einmal unsere Mitglieder Julia Fischer und Dominik Perler diskutieren; sie haben jedenfalls beide darüber gearbeitet. Kantianismus auch für Tiere zu entwerfen wäre vermutlich ein ähnlich spannender Beitrag im kommenden Kant-Jahr wie eine Kritik der digitalen Vernunft, in der jenseits von messianischen Heilserwartungen und apokalyptischen Prophetien nüchtern gefragt wird, was mit Hilfe einer Technologie ermöglicht oder jedenfalls erleichtert wird und was sich nicht durch algorithmische Prozesse substituieren lässt. Ohne eine Kritik der digitalen Vernunft (Kritik wohlgerne im Kant'schen Sinne) würden die Aktivitäten unserer Akademie zu den digital humanities merkwürdig in der Luft hängen.

Wenn man wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten von fünfzehn Monaten Pandemie kritisch Revue passieren lässt, fällt auf, dass gerade in solchen Krisenzeiten verschiedenste Akteure zu dem scheinbar bewährten Mittel greifen, die Komplexität von Wirklichkeit und Multiperspektivität von Wissenschaft auf schlichte Duale zu reduzieren: Da wird dann munter anwendungsorientierte Forschung gegen Grundlagenforschung gestellt, obwohl sich die Entwicklung des entscheidenden Impfstoffs gegen die Pandemie eben der Grundlagenforschung verdankt. Da werden, wie jüngst in Halle, weniger von Studierenden nachgefragte Geisteswissenschaften gegen stärker nachgefragte Naturwissenschaften profiliert, obwohl viele zentrale Fragen der einen Fächergruppe sich ohne die andere nicht lösen lassen und längst Hybride zwischen diesen angeblich zwei Kulturen entstanden sind. Besonders absurd scheint mir, wenn Wissenschaftskommunikation gegen Öffentlichkeitsarbeit zum Zwecke der Werbung gestellt wird – selbstverständlich muss man beides unterscheiden und trotzdem wird keine Wissenschaftseinrichtung auf Werbung verzichten wollen, selbst wenn beispielsweise der Slogan „seit 1365 offen für Neues“, mit dem eine berühmte Universität wirbt, – wie unser Mitglied Mitchell Ash jüngst leicht ironisch bemerkte – kaum die letzten sechshundertfünfundsiebenzig Jahre der eigenen Geschichte mit vielfältiger Neuheitsverweigerung historisch zutreffend beschreibt, sondern mehr unsere eigenen Wünsche für die nächsten sechshundertfünfundsiebenzig Jahre.

Mir scheint, dass schon Leibniz, zu Ehren von dessen Geburtstag sich die Akademie seit langem im Juni versammelt, solchen simplifizierenden Dualen entgegen getreten ist, weil das vielleicht zu oft zitierte Leitmotiv *theoria cum praxi* (wie Eberhard Knobloch vor einiger Zeit einmal präzise nachgewiesen hat³) bei Leibniz metaphysische und mathematische Reflexion der Prinzipien verbunden mit Experimenten im Detail impliziert, aber eben auch Reflexion über Politik und Gesellschaft mit dem Ziel der Beratung und Gestaltung dieser Bereiche. Etwas pointierter formuliert: Wissenschaft ist im Leben anwendbar, gerade wenn sie auch entschlossen zur Theorie fähig ist, theoriefähig ist sie aber dann, wenn sie ihren Bezug auf die Lebenswirklichkeit reflektiert. Oder im Blick auf die anderen vulgären Dualismen Leibniz etwas abgewandelt: geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung, wie sie unsere Akademienvorhaben durchführen, profitiert, wenn sie ihren Bezug auf die Lebenswelt reflektiert, muss aber nicht in

² 907 bzw. 911.

³ E. Knobloch, *Theoria cum praxi*. Leibniz und die Folgen für Wissenschaft und Technik, *Studia Leibnitiana* 19 (1987), 129-147.

anwendungsorientierte Forschung überführt werden und Öffentlichkeitsarbeit zum Zwecke der Wissenschafts-PR ist auch kein Verrat an der Wissenschaft.

Uns berührt heute, dreihundertfünf Jahre nach Leibnizens Tod, vielleicht eher merkwürdig, dass er sich die Akademie in einem ersten Entwurf als klösterliche Einrichtung zölibatär auf die Wissenschaft konzentrierter Männer vorstellte und seine Verbindung aus Mathematik und Metaphysik allzusehr an den Zauber Platons erinnert, dessen Verführungspotential man auch kritisch sehen kann. Aber die in der Berliner Akademiegründung wirksame Grundidee der Einheit von theoretischer Reflexion und lebensweltlicher Anwendung lebt, lebt beispielsweise wenn die von Detlev Ganten, Max Löhning und Britta Siegmund geleitete interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Zukunft der Medizin: ‚Gesundheit für alle‘“ nicht nur nach den Gemeinsamkeiten eines interkulturell höchst ausdifferenzierten Gesundheitsbegriffs fragt, sondern ganz konkret danach, wie Berlin zu einer gesunden oder jedenfalls gesünderen Stadt werden kann. Aus dem Akademienvorhaben „Humboldt auf Reisen“ heraus ist eine bezaubernde Ausstellung mit Zeichnungen von Christian Gottfried Ehrenberg gestaltet worden, die man nun wieder drüben im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt sehen kann, dem Wissenshaus Berlin gegenüber vom Konzerthaus. Ehrenberg, der 1876 im Alter von 81 Jahren starb, hat nicht nur mit Berliner Schülern im Tiergarten Kleinstlebewesen unter das Mikroskop genommen und auf künstlerisch höchst eindruckliche Weise gezeichnet, sondern auch Theorien zu Einzellern entwickelt. Experiment und Reflexion als Einheit in der Tradition von Leibniz, dreidimensionale Lebewesen in zweidimensionaler Wiedergabe, der Wissenschaftler als Künstler – und war das nun eben Wissenschaftskommunikation über einer Begründer der Mikrobiologie oder Werbung für eine Ausstellung drüben? Wenn wir ab dem Sommer hier am Gendarmenmarkt beginnen, die großen Audio- und Video-Archive bedrohter und ausgestorbener Sprachen zu konzentrieren und untereinander digital zu verbinden, wenn wir mit Unterstützung der Arcadia-Stiftung viele Stipendiatinnen und Stipendiaten aus aller Herren Länder holen, um an diesen Sprachen zu arbeiten, dann bauen wir nicht nur den sprachwissenschaftlichen Schwerpunkt dieser Akademie entschlossen aus, übrigens auch mit Hilfe des Bundes. Wir sind wieder in Leibniz'scher Tradition an der Schnittstelle von theoretischer Reflexion, experimentellen Detailstudien und gesellschaftlicher Nutzanwendung, ohne dass das eine zugunsten eines anderen abgewertet, marginalisiert oder zum Verschwinden gebracht wird.

Natürlich kann man in einem solchen Berichtsformat nur einen Ausschnitt aus den Forschungen von Mitgliedern und Mitarbeitenden, von dreiundzwanzig Akademienvorhaben und zahllosen Drittmittelprojekten, zehn interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen sowie auch in Pandemiezeiten nahezu tagtäglich Veranstaltungen vorführen; deswegen haben wir beschlossen, ein edles, aber doch vielleicht zu edles und nicht sehr nachgefragtes Jahrbuch in Zukunft durch einen jährlichen „BBAW-Bericht“ zu ersetzen, in dem alles steht, worüber ich heute nicht sprechen konnte oder wollte. Jedes Mitglied, jeder Mitarbeitende hätte die Erwähnung in den vergangenen Minuten mehr als verdient. Vieles braucht meine Verstärkung aber auch nicht, braucht überhaupt keinen Amplifier, strahlt von allein. Und rastlos für lange, lange Zeit stillsitzen mussten wir in dieser Pandemie genügend lange. Darum Schluss für heute mit diesem Bericht unter jener Überschrift. Vielen Dank für Ihre Geduld.